

kum reicht nicht bis zum Ende der Dryaszeit, vielmehr hat Rust gezeigt, daß die Alleröd-schwankung im Norden die Grenze zum Mesolithikum bildet. Nicht nur in den Tabellen der anglo-amerikanischen Quartärgeologen aus den letzten Jahren sind die Kulturen weitgehend fachgemäß eingesetzt, sondern in ihrer mitteleuropäischen Entfaltung auch in Woldstedts letztem Buch über Norddeutschland im Eiszeitalter richtig berücksichtigt. Es hätte deshalb keines allzuschwierigen Studiums seitens des Verfassers bedurft, um sein wertvolles Buch auch in dieser Hinsicht nicht veraltet erscheinen zu lassen.

L. Z.

A. GLORY: *A la découverte des hommes préhistoriques. Explorations souterraines.* 229 S. mit XVI Tafeln. Paris 1949.

Wie im Vorwort Greniers versichert wird, ist der Verfasser Poet, Sportsmann und Wissenschaftler zugleich. Er ist aber auch Abbé, wie viele der Höhlen- und Altsteinzeitforscher, die sich in Frankreich einen Namen gemacht haben. Deshalb ist es schwer, in seinem an die Allgemeinheit gerichteten Buch immer zu entscheiden, wo er dichtet und wo er von Tatsachen berichtet. Wenn er einen Hyänenschädel entdeckt, so „schaudert er bei dem Gedanken an diese Bestie, die sich bei Einbruch der Nacht an den Leichen ihrer Artgenossen gütlich tat“! Als Sportsmann und Wissenschaftler spricht er also hier offenbar nicht, auch dort wohl nicht, wo er von gräßlichen Kämpfen zwischen Höhlenbären und Altsteinzeitmenschen um den Besitz der Höhlen spricht und auch nicht dort, wo er im Aurignacienstil hergestellte Proboscidier als Waldelefanten und Vorfahren des Mammuts in einer interglazialen Landschaft anspricht. Diese Beispiele mögen für andere Äußerungen seiner poésie d'impression fortement ressentie“ genügen. Das Buch wäre überhaupt besser, wenn es weniger sensationell sein wollte.

Neben der Geschichte der Entdeckung von Lascaux, das ja inzwischen durch die reich bilderte Monographie von Windels und andere Veröffentlichungen bekannt geworden ist, sowie der Befahrung einiger Pyrenäenhöhlen bei Tarascon und Ussat-les-Bains an Ariège und Vicdessos wird die von Glory und anderen im Auftrag des Grafen Bégoen unternommene Erforschung der Höhle La Baume de Latrone bei Russan-Sainte-Anastasia, 20 km nördlich von Nîmes, am Flusse Gardon geschildert. Nachdem also in den letzten Jahren durch die Entdeckungen in der Ardèche der Ostrand der Cevennen zu einem neuen Zentrum paläolithischer Kunstentfaltung geworden ist, wurde diese auch am Südostrand des Gebirges erfaßt. Die Kreideformation der Garrigue birgt viele Höhlen, und in der genannten La Baume fanden Gymnasiasten aus Nîmes Malereien. Die wichtigsten liegen 30 m tief und 237 m vom Höhleneingang entfernt. Es sind vorwiegend sehr primitive Wiedergaben von Elefanten und anderen nicht näher bestimmbareren Wesen. Sie sind in der Manier der sogenannten Makkaronis, die ebenfalls mehrfach beobachtet wurden, mit drei bis vier in Ocker getauchten Fingern als Umrisse auf die Wand gemalt. Höchst interessant ist eine monströse Tierdarstellung. Betrachtet man sie realistisch, so kann man sie nur für ein Flußpferd (Hippopotamus) halten. Wahrscheinlich muß man aber an ein, dann freilich sehr frühes Werk abstrakter Kunst denken. Doctor Glory wirft — als Dichter? — die Frage auf, ob der Aurignacienkünstler den Abkömmling eines Sauriers darstellen wollte, und weist dabei — als Wissenschaftler? — darauf hin, daß die entsetzlichen Saurier im Meere lebten und Nîmes ja nur 40 km vom Meer entfernt liegt!!

Für Aurignacien sprechen weiter einige Händesilhouetten, darunter solche von Kindern. Einige Tiersilhouetten sollen Pferd, Hirschkuh und Rentier identifizieren lassen. Stilistisch und für die Altersbeurteilung wichtig erscheint, daß ein Tierkopf en profil, das zugehörige Geweih darüber en face wiedergegeben ist. Bemerkenswert ist die Feststellung des Autors, daß man an verschiedenen Stellen schon zu paläolithischer Zeit eifrig am Werke war, die Felswand abzuschaben und die alten Zeichen zu zerstören.

Nach den nur kurz genannten Entdeckungen anderer Abbés und Curés gibt es in der Umgebung von Nîmes noch weitere Höhlen, in denen sich Zeichen und Zeichnungen befinden. Man wird also neue Überraschungen aus der Garrigue erwarten dürfen.

Das Buch ist wie ein anderes kürzlich erschienenenes von Herbert Kühn, das einen ähnlichen Stoff behandelt, zum Teil in der Form von Zwiegesprächen geschrieben. Wenn wir es mit dem seinerzeitigen auch ins Deutsche übersetzten Buch „Zehn Jahre unter der Erde“ vergleichen, so verdient Casterets Werk entschieden den Vorzug.

L. Z.

Pia LAVIOSA-ZAMBOTTI: *Ursprung und Ausbreitung der Kultur*, 445 Seiten mit 10 Tafeln, 59 Abbildungen und 1 Karte. Baden-Baden 1950.

Die Fülle des Neuen, das in den Publikationen von Prähistorikern, Anthropologen, Ethnologen und verwandte Fachgebiete bearbeitenden Forschern heute in den Kulturstaaten geboten wird, ist enorm. Es sind deshalb, um mit O. Menghin zu sprechen, die Werke der wissenschaftlichen Meister, die das, was der Fleiß der Kärner in jahrelangen Bemühen an Stoff anhäufte, zu sowohl weitgespannten als haltbaren Synthesen zusammenschweißen sollen. Ein solcher synthetischer Großversuch mit dem Ziel, das urgeschichtliche Geschehen in die gesamthistorische Betrachtung einzubauen, war Menghins so geistreiche „Weltgeschichte der Steinzeit“. Ihr Verfasser stellte damals seinen Ausführungen die Erkenntnis voran, wieviel unerwartete Schranken sich dem Versuch, ein wissenschaftliches Weltbild in systematischer Kleinarbeit zu behandeln und in den letzten Folgerungen vorzuführen, entgegen stellen. „Wieviel liebgewordene Ideen erweisen sich da als unhaltbar!“ Und wenn Menghin neben die Meister und Kärner die Schwarmgeister stellte, so hätte er zur Warnung derer, die nach ihm ähnliche Werke schrieben, vielleicht noch andeuten sollen, wie groß die Gefahr gerade für den Meister ist, sich ohne die nötige Selbstkritik von schwarmgeistähnlichen Methoden und Gedankengängen leiten zu lassen.

Damit sei die Situation gekennzeichnet, aus der diese neue beachtliche Synthese der hochangesehenen italienischen Forscherin entstanden erscheint. Ihr Buch wendet sich nicht zum geringsten gegen Menghin — und zugegebenermaßen ist viel gegen seine „Weltgeschichte“ vorzubringen — in noch stärkerem Maße aber trifft das auf das vorliegende Werk von Frau Professor Laviosa selbst zu. „Wir glauben, daß“, dieses Bekenntnis findet man allzuoft in ihrem Buch. Ein Zeichen aller Wissenschaftlichkeit ist aber nicht Glaube, sondern Zweifel. Wo eindeutige Beobachtungen, unumstößliche Beweise und Folgerungen vorliegen, bedarf es keines Glaubens, sondern da sprechen die Tatsachen selbst.

Wer es als wissenschaftlicher Meister im oben angedeuteten Sinne unternimmt, ein solches Werk zu schreiben, bedarf dazu einer fast universellen Kenntnis der wichtigsten Fachliteratur verschiedener verwandter Wissensgebiete. Weit entfernt, der Verfasserin diese Voraussetzungen absprechen zu wollen — wir bewundern sie im Gegenteil vielmehr — können wir doch leider nicht umhin, einige empfindliche Lücken zu vermerken und festzustellen, daß wir es als Quartärforscher insbesondere begrüßt hätten, wenn sich Verf. ein etwas eindringlicheres und genaueres Bild von den natürlichen und kulturellen Verhältnissen des Pleistozäns gemacht hätte. Manche offensichtlichen Irrtümer, die man gerade im Hinblick auf das Ansehen der Verf. nach ihr vermutlich wieder jahrzehntelang durch das internationale Schrifttum schleppen wird, hätten dann vermieden werden können.

Wollen wir als Geologen und Prähistoriker dazu beitragen, daß die Urgeschichte endlich von jenem Geruch der Unwissenschaftlichkeit, ja Phantasterei befreit wird, in dem sie noch immer bei vielen Historikern und Analytikern steht, so müssen wir uns zu einigen methodischen Grundsätzen bekennen, die ein so weitgehend spekulatives Arbeiten, wie es in dem vorliegenden Werk geboten wird, ausschließen. Die Quartärgeologie neigt ebenso wie die Gesamtprähistorie in allen Ländern stark zur Geistesspekulation, und ihre Theorien ern-